

[Krausdruck verboten.]

45]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer

Philipp blieb stehen und sagte erregt:

„Glauben Sie, es geht ein Mensch an einem Menschen zugrunde? Glauben Sie, es kann ein Mensch einen Menschen retten? Jeder geht nur an sich selbst zugrunde. Man kann Krankheiten heilen, aber keine Charaktere, keine Instinkte. Das glauben Sie ja nicht! Man kann unterbinden. Aber was ist damit gewonnen? Ist dann so ein Mensch noch der Mensch, der er war? Wir sind ja alle schon zugrunde gegangen, wenn wir nicht mehr wir selber sind. Das Leben wirkt auf die Menschen genau so, wie die Menschen auf das Leben wirken. Darum wimmelt's ja von Leichen, weil diese Wirkung und Rückwirkung vernichtet ist. Und mir ist einer, der ehrlich und richtig zugrunde gegangen ist, lieber, als tausend von denen, die nie zugrunde gehen könnten.“

Sie waren an einer kleinen Brücke stehen geblieben, die über den Wiesenbach führte. Vor ihnen lag das Grün der Wiesen, kurz geschoren, und in einzelnen Haufen war die zweite Mahd gesammelt.

„Darf ich mich darauf setzen? Der Stein ist warm?“

Er fühlte.

„Ja — aber nicht zu lange.“

Als sie sich zurecht gesetzt hatte, sagte sie:

„Güten Sie sich vor Ihrer Weisheit, Doktor. Die ist gut für andere Leute. Aber wenn es einem selbst an den Stragen geht, dann ist sie bitter. Da geht es wie mit dem Wetterleuchten. Man sieht die Blitze, hat aber das Gewitter nicht anzuhalten.“

„Sie trauen mir nichts zu in dieser Beziehung?“

„Nicht allzu viel, nein.“

„Wie kommen Sie dazu?“

Sie hustete hinter ihrem Taschentuch.

„Darf ich's sagen?“

„Aber ja, ich bitte Sie darum.“

„Ich habe die Linien Ihrer Hand gesehen.“

Er prustete lachend heraus: „Qui vivra, verria.“ (Das wird die Zukunft lehren.)

Er wurde nachdenklich.

„Gewiß, es liegt ja in allem ein Sinn und eine Beziehung. Nur ist das nichts Unbedingtes.“

„Nein, nein — es lauert hinter allen Dingen etwas, das wir nicht lesen können, gewiß — das hervorschießt und der Stunde ihre Tat gibt.“

Dann sahen sie eine Weile stumm und sahen hinaus ins Land. In die Weite der Wiesen und zu dem Glanz der Berge, deren Kluppen sich vergoldeten in dem roten Widerschein der mächtig sich neigenden Sonne. Das Städtchen lag fern, sanft an die Hänge hingeschmiegt, freundlich und bunt. Auf den Feldern bewegten sich die Landleute — auf der Landstraße gingen die Fuhrwerke mit Gerassel und Gepolter, und dann und wann hörte man Peitschenschlag und Zuruf. Durch die Bäume zog der Wind, der vom werdenden Abend kündete, und rührte an das Laub und die reifen Früchte, und es war ein ganz feiner, dünner Ton in ihm, der dem blauen Himmel, der klar und rein war, und dem Glanz der Sonne, der mild und süß war, sich nicht recht einen wollte. Er war fremd und unsicher. Er war wie der Ton einer Glocke, die einen leichten Sprung hat, den man in den starken und vollen Klängen nicht bemerken kann, der aber im sanften Abendläuten zum Feierabend jedesmal hörbar wird. Für die feinen Ohren wenigstens, denn die Leute sind daran gewöhnt und lauschen nicht genauer darauf.

Philipp und das Fräulein hörten ihn und sahen einander an. Es war ein großes, schönes, stummes Verständnis in dem Blicke. Und er war lang und innig.

Fräulein Büßfeld erhob sich.

„Wird es nicht zu kühl?“

„D, so weit sind wir noch nicht im Jahr. Die Wärme des Steines hält noch an. Und so weit sind wir noch nicht in der Stunde. Die Erde zieht noch keine Feuchte an.“

Dabei sah er ihr Profil und prüfte es unwillkürlich. Er dachte an Weisk's Worte. Und eine selige Wärme floß ihm in alle Sinne ein. Es wurde froh und klingend in ihm.

„Wir gehen aber doch zurück, nicht wahr, Doktor? Wissen Sie, ich gebe mich gar nicht verloren. Ich will ewig leben. Ja, ewig am liebsten. Und das verdanke ich ja eigentlich Ihnen.“

Er wehrte dagegen.

„Ja, ja, Ihnen! Nicht, daß ich das Freudige in mir erst von Ihnen geschenkt bekommen hätte. So nicht. Aber erkannt habe ich's erst richtig durch Sie. Das wollte ich Ihnen vorher schon sagen. Es ist gerade, als hätten Sie mir mit gutem Wort und Trost und Fürsorge das Rauhe und Grobe in meinem Leben glatt gestrichen — und das Frohe sei darauf gesetzt wie Blumen im Moos. Das wollte ich Ihnen vorher von mir erzählen.“

Sie wartete ein wenig, ob er eine Frage an sie richten würde, oder eine Bitte, oder eine Abwehr gar. Aber er ging stumm neben ihr her, einen leisen Glanz in seinen Zügen, ein schönes Strahlen in den Augen. Unwillkürlich machte sie eine Bewegung, nach seiner Hand zu fassen. Und fast berührte sie auch noch seinen Arm, da bezwang sie sich.

„Wissen Sie, Doktor, ich habe das Bitterste in meiner Jugend gehabt, was ein junges Mädchen nach meiner Meinung haben kann: ich habe nur in Schulpensionen gelebt. Da wurde kein liebes Gefühl in mir gepflegt, nur Widerstand, Verachtung und Haß. Jahrelang habe ich gemeint, es sei keine Freude in meiner Jugend gewesen, nur Bitternis und Zwang, und Pflicht und Einengung. Was weiß ich! Nun ist mir so viel Freudiges eingefallen, so viel Glück. Der Name einer Lehrerin ist mir aufgeklungen, und ich meine, ich habe einen ganz anderen Menschen in mir. Den ganz anderen Menschen, der auch eine Jugend in sich hatte.“

Da nahm er ihre Hand und drückte sie. Ihre Augen strahlten ineinander.

In ihm klang seine Jugend auf. Dank war in ihm und eine Erhebung, wie er sie nie gefühlt. Ein Reicherwerden in dem, was er selbst besaß. Er fühlte, daß es erst jetzt gegeben wurde, was schon sein gewesen war. Nie war daran in ihm gerührt worden. Nie hatte er so in sich hineingesehen. Das ging auf mit hohen Toren und strahlenden Bogen, mit Feiern und Festen. Es war, wie wenn Musik alle Pforten des Lebens aufreißt und alle Ströme des Daseins und Menschenwesens entfesselt. Es überwältigte ihn. Er fühlte die tiefe Natur, die Menschenseele, den Frauensinn — er fühlte den letzten Tropfen in einer vollen Schale, daß sie überringt. Und immer voller wird und überrinnt.

Einen Augenblick schloß er die Augen.

Er stand wie in einem großen, hellen Bilde drin. Er blickte in einen tiefen, klaren Strom, in dem sich die hellen, hohen Türme der Stadt spiegeln, die im Morgenleuchten ruht. Er sah den Rhein, seinen Rhein, den er erlebt hatte, und er sah die Wiesen und Weinberge, die all nun sein waren.

Er fühlte etwas aufgegangen in sich. So mußte es der Knoiße sein, wenn Tau und Sonne sie wecken.

Er beugte sich ein wenig nieder und hob ihre Hand zu seinem Munde.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er.

Es war so steif und ungeschickt geschehen, daß er es selbst fühlte und verlegen erröte.

Sie bemerkte es und lächelte. Dann nahm sie die Verlegenheit von ihm und sagte in leichtem Tone, indem sie ihre Finge grazios zu ihm erhob:

„Nun küssen Sie auch diese Hand, Doktor, sie ist meinem Herzen näher als die andere. Und ich bin's, die zu danken hat.“

In den Willen am Bergabhang glänzte nun die Sonne in den Scheiben. Sie gingen in gleichen gemessenen Schritten.

Die Leute auf den Aedern hielten in ihrer Arbeit ein und sahen, auf Karst und Spaten gestützt, zu ihnen, und sahen sich dann bedeutungsvoll an.

Sie gingen ihren Weg weiter und beachteten es nicht, daß sie zwischen ihren Blicken Spiekruten liefen.

Fräulein Glückfeld begann die Rede wieder.

„Ich denke, Doktor, daß ich nun bald genesen sein werde. Dann gehst wieder hinaus ins Freie, in das Freisein. Und in den Beruf! Das ist mir doch ein lieber Gedanke und ein Trost, daß ich einen Beruf habe. Das gibt doch viel Widerstandskraft. Aber da wollte ich Sie um eins bitten — wollen Sie gewähren?“

„Gerne.“

„Nein, sagen Sie das nicht. Es könnte Ihnen schwer werden. Ich habe so ein Gefühl dafür. Sie können ruhig Nein sagen.“

Er wehrte ab.

„Sie haben mich operiert und kuriert — Sie waren mein Arzt. Doktor, ich hätte es so gerne, und es wäre mir so viel, wenn wir Freunde sein und bleiben könnten. Wollen Sie diese Bitte gewähren?“

Er reichte ihr die Hand hin.

„Besinnen, Doktor, bitte! Sie kennen mich ja gar nicht.“

„Schlagen Sie ein! Wir sind Freunde! Ich kenne Sie genug!“

„Doktor!“

„Wir sind Freunde!“

„Gut! Und bleiben es! Aber es steht Ihnen jederzeit frei, den Vertrag zu lösen. Ich löse ihn nicht, das weiß ich. Denn das ist das Stärkste in meiner Natur: ich bin unbedingt treu. Wer mir einmal Freund gewesen, ist mir's immer. Ich vergesse nämlich das Gute nicht, Doktor. Und jetzt gar nicht mehr.“

Born um die Ecke bog eine hohe, breite Männergestalt und schritt ihnen rasch entgegen.

„Weil!“ sagte Philipp.

Weil schwang den Hut und hob einen blühenden Zweig in die Höhe. Mit wenigen Schritten war er angelangt, verbogte sich tief, ganz außer Atem, und während er Melanie einen Zweig gefüllter Apfelblüten galant überreichte, sagte er: „Zum ersten Ausgang, gnädiges Fräulein. Es ist lange her, daß wir uns in den Wiesen trafen. Wissen Sie noch? Ihnen war ein wenig angst vor dem Bär. Aber sehen Sie hier — oben von der Burg — gefüllte Apfelblüte. Das Bäumchen blüht zum zweiten Male. Und ich mußte den Zweig für Sie stehlen. Sie sollten ihn ans Krankenbett haben. Aber wie ich in die Anstalt heimkomme, höre ich von Ihrer Frau Gemahlin, Doktor, daß Sie das Fräulein zum ersten Male ausgeführt hätten. So bin ich Ihnen entgegengeeeilt.“

Melanie dankte ihm.

„Wenn ich nicht störe, — es wäre mir eine große Ehre, wenn ich die Herrschaften auf dem Heimwege begleiten dürfte.“

Er wischte sich die Stirne.

Nun war er in seinem Elemente. Er erzählte munter und anregend. Er war entzückend. Ganz, als sei er einen Augenblick in die große Welt versetzt, in der er vor fünfzehn Jahren gelebt hatte.

Melanie warf dann und wann eine Bemerkung ein, die bewies, wie wenig sie selbst dieser großen Welt fremd war. Nun erzählten sie von dem Feste der „Quat'-z-arts“ (Künstlerfest) in Paris, das Weil durch die Vermittelung eines Freundes, eines großen Pariser Meisters, hatte mitmachen dürfen. Philipp folgte den Erzählungen und Schilderungen. Melanie berichtete von ihrem Aufenthalt in Paris während des 'accuse-Prozesses Solas, wie sie den Kämpfer zwischen der aufgeregten Menge hatte durchgehen sehen, ohne jeglichen Schutz, den er sich verbeten hatte. Man zerriß „l'accuse“, warf ihm die Fehden ins Gesicht, spie nach ihm — er ging erhobenen Hauptes. In einiger Entfernung folgte ihm sein Advokat Labori — und bald hinter diesem kamen Jean Saurès, Clemenceau und der wunderbolle Anatole France.

„Sie haben das miterlebt?“ fragte Philipp.

„Ich hatte eine Freundin in der „Gronde“, Myriam Harry, und so war ich bei allem dabei. Beim Festbankett saß ich Anatole France gegenüber, neben mir saß Eugène Carrière und neben diesem Rodin. Steinlen, Antoine, Meinach, die alle waren dabei.“

Philipp war aufs höchste erstaunt.

„Und da waren Sie auch dabei?“ fragte er wieder.

„Mein Gott, Doktor — man war ja auf die große Welt gestellt. . . . Hätten Sie nicht auch mal Lust, da hinaus zu fahren?“

Er war verstimmt und ärgerte sich über sie. Und er beneidete sie und war eifersüchtig auf ihr weiteres Erleben. Paris klang ihm beständig im Sinn, und alle die großen Namen. Und alles um ihn herum schrumpfte klein zusammen. Es war viel Streit und Widerstreit in ihm, es war eine Unruhe in ihn geworfen, die ihn aus allen Wurzeln hob.

Sie standen am Tore des Sanatoriums. Nun wurde der Arzt in ihm wieder vorherrschend.

„Ich mache mir Vorwürfe, ich glaube, es war zu viel für Sie. Morgen gar keinen Ausgang oder nur wenig. Gehen Sie nur in den Garten. Vorsichtig sein!“

„Danke, danke. Werde alles schön gehorzaam befolgen.“

Sie ging den linken Gang entlang, der nach dem Flügel führte, wo die Frauen wohnten.

Weil blieb noch einen Augenblick bei Philipp stehen. „Ein wundervoller Mensch.“

Er nahm Philipp am Arme und zog ihn näher an sich heran.

„Ein Profil wie eine Gemme,“ flüsterte er ihm ins Ohr. Philipp errödete. Dann gingen sie auseinander.

((Fortsetzung folgt.))

Zwei Frauen.

Von A. Werbizkaja.

Aus dem Russischen von Stefania Goldenring.

(Schluß.)

IV.

Zwei Jahre waren vergangen. Katja war mit Polosjew verheiratet und erwartete jetzt das erste Kind. Vor diesem Glück waren alle früheren Interessen verblaßt, alle Sorgen vergessen. Auch Zaplina geriet in Vergessenheit.

Aber Katja hatte sich lange ihrer erinnert und ihr oft geschrieben, besonders in dem ersten Halbjahre nach der Hochzeit hatte sie der Freundin ihr Glück geschildert und sie gebeten, ihr zu antworten. Aber sie hatte nie eine Antwort erhalten.

Später hatte auch Katja geschwiegen. In ihre leidenschaftliche, aber zaghafte Liebe zu ihrem Mann fiderte oft eine gewisse Bitterkeit durch, wenn sie sich — wie damals im Theater — über ihre gegenseitige Entfremdung, seine Gemüthsstärke und Energielosigkeit und über seine verletzende Nachsicht ihr gegenüber klar wurde. Sie war auf die Vergangenheit ihres Mannes eifersüchtig, fragte ihn oft nach seinen früheren Beziehungen, nach seiner ersten Liebe. „Bei jedem anständigen Menschen ist seine Frau — seine erste Liebe,“ pflegte Polosjew zu antworten.

„Auch wenn er mit vierzig Jahren geheiratet hat?“ fragte Katja, mit den Augen blinzeln.

Er wich der Antwort aus und küßte sie zärtlich, aber sie fühlte in dieser Liebkosung eine Kälte und weinte oft. . . Sie erinnerte sich des Gerüchts vor der Hochzeit, über das sie so entrüstet war, — daß Polosjew nach ihrer Mitgift, nicht nach ihrer Liebe strebte, und sie war in diesen Tagen des Zweifels tief unglücklich. Die Tatsache stand deutlich vor ihr. Ihre Liebe hatte seine Seele nicht erwärmt, seine Augen leuchteten nicht in jugendlichem Glanz auf, sein Herz entflammte nicht in Begeisterung. . . Jene erste Frau, die er in seiner Jugend geliebt hat, die alle Farben und Töne dieses verstummten Herzens an sich genommen hatte, — sie hatte ihn als einen andern geliebt. . . Zuweilen schien es ihr, daß sie selbst, Katja, eine ganz unbedeutende, zufällige Stelle in Polosjews Leben einnahm. Manchmal dachte sie, daß dies überhaupt das Schicksal der Gattinnen jener Männer sei, die das Grenzalter überschritten haben und sich an die leer-geordnete Tafel mit niedergebrannten Kerzen und Speiseresten setzen, nachdem die geladenen Gäste sich zerstreut haben.

Es war warmes, heiteres, freudiges Frühlingswetter — der dritte Frühling in ihrer Ehe.

Polosjew war nicht zu Hause. Man überreichte Katja einen eingeschriebenen Brief. Während sie ihren Namen unterschrieb, fiel ihr Blick auf den Stempel des Couverts, und sie empfand eine freudige Ueberraschung.

„Endlich! . . .“ Eine Nachricht aus fernem Lande, wo die Zaplina lebte. Ihre Handschrift kannte Katja nicht. Aber der Brief war natürlich von ihr. Nur irtümlicherweise — der Sicherheit wegen — war er an ihren Mann abesjiert.

„Das liebe Mädchen. . .“ sagte Katja laut und küßte den Brief.

Im Zimmer ihres Mannes, in dem sie sich befand, las Katja den Brief; sie wurde bis an die Lippen bleich, las ihn noch einmal und fiel endlich in den Sessel, weil ihr die Füße den Gehorsam verweigerten.

Der Arzt ihres Kreises teilte Polosjew offiziell mit, daß die Feldscherin Zaplina gestorben war, nachdem sie sich während der Epidemie an Plectyphus angesteckt hatte und zehn Tage krank gewesen war. Es folgten einige Zeilen intimeren Charakters.

„Wir haben in ihrer Person“, las Katja weiter, „so viel verloren, daß wir bis jetzt noch nicht den Mut hatten, auf diese zwei Jahre gemeinschaftlicher Arbeit zurückzuschauen und uns ein richtiges Urteil über die Tätigkeit und die Bedeutung der Verstorbenen für unser an Menschen so armes Land zu bilden. Sie lebte und starb wie eine Heldin. Bis zum letzten Augenblick hat sie nicht an sich gedacht, ihre Kräfte nicht gespart, ihr Leben nicht gehütet. Das Geld, das Sie ihr schickten, gab sie den Hungernen, für die Bücher hat sie zu danken . . . diese waren ihre Erholung. Sie wissen selbst, wie verschlossen und schweigsam sie war, wie schwer sie sich Menschen anschloß, und wir konnten ihr lange — zu unserer Schande sei es gesagt — diese strenge Unfreundlichkeit nicht verzeihen und vermochten nicht zu beurteilen, was sich hinter dieser abstoßenden Manier verbarg.“

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen das schreibe, aber wir sind alle so verstimmt, so aus dem Gleise gebracht. Auch gibt mir Ihre Aufmerksamkeit gegen die Verstorbene gewissermaßen ein Recht, über sie zu sprechen. Wissen Sie . . . im letzten Augenblick ihrer Weichte erwähnte die Verstorbene Sie und Ihre Frau und bat, Ihnen Glück zu wünschen. . . .“

Der Brief entfiel Katjas Händen.

Sie weinte lange und leidenschaftlich und gedachte des durchsichtigen Antlitzes der Zaylina, ihrer leisen Stimme, der müden Bewegungen, ihrer ganzen gebrechlichen, armseligen, abgehärmten Gestalt . . . Sie erinnerte sich auch der letzten Begegnung: des zitternden Strahls der untergehenden Sonne auf der Wand des düstern Kellers, des welken, flecken Rhododendrons auf dem Fensterbrett, jenes grauen Proletariatslebens ohne Farbe, ohne Klang, ohne Glück.

„Ich brauche niemand zu beneiden“ glaubte sie plötzlich aus ferner Vergangenheit, gleichsam als Abschiedsgruß zu hören.

Katja erbehte und richtete sich auf. Die Tränen waren in den aufleuchtenden Augen getrocknet . . . Sie griff nach dem Brief, las ihn noch einmal und ihre nervösen Finger zerdrückten unwillkürlich das Papier . . . Dann hob sie das Couvert auf, das sie zur Erde geworfen hatte und las die Adresse . . .

„Das Geld, das Sie sandten . . . Für die Bücher hat sie zu danken. . . Ihre Aufmerksamkeit für die Verstorbene gibt mir ein Recht . . . Im letzten Augenblick erwähnte die Verstorbene Sie . . .“

„Und sie hat nichts gewünscht?“

„In den zwei Jahren hat sie nichts davon gewünscht! . . . Warum hat Ihr Mann ihr kein Wort gesagt, da er doch wußte, daß sie von Zaylina mit Ungeduld Nachricht erwartete? Weshalb haben Sie geschwiegen?“

Ein Schrei entriß sich ihrer Brust.

Ihre Hände sanken herab; das Gesicht über den Brief geneigt, weinte Katja bittere Tränen, die keine Erleichterung gaben.

„Das war also Polosjews erste Liebe — dieses kleine, graue Mädchen! . . . Sie wurde mit jenem lichten, jungen Gefühl geliebt, das den Menschen nur einmal im Leben wie ein Zaubertraum, wie ein Göttermärchen überkommt. Sie erinnerte sich der ersten naiven Briefe, die sie voll Begeisterung und grausamer Aufrichtigkeit der Zaylina geschrieben hatte. . . . Was mag jene wohl empfunden haben, als sie diese Briefe las? Schmerz und Eiferucht? Wohl kaum. . . . War's nicht eher Mitleid mit diesem schablonenhaften kleinen Glück, Verachtung für dieses kindliche Geschwätz? Ein Gefühl, mit dem ein erfahrener Pianist nachsichtig dem zaghaften Spiel eines Dilettanten zuhört?“

Sie dachte an das heruntergenommene Bild, an die in der Finsternis des Kellers weißschimmernde Stelle an der Wand. Sie erinnerte sich auch der dumpfen Ahnung, die an jenem traurigen Abend plötzlich in der Tiefe ihrer Seele aufstieg und die sie später im Sturm des Lebens vergaß. . . . Die Ahnung eines großen verhängnisvollen Firtums.

Und zum ersten Male empfand Katja mit schmerzhafter Deutlichkeit die grausame Ironie jener einzigen Begegnung mit der Toten. . . .

Schwingungen des Trommelfells.

Alle von uns wahrgenommenen Töne entstehen bekanntlich durch Schwingungen. Das tönende Instrument wird in regelmäßige Schwingungen versetzt, die sich der umgebenden Luft mitteilen, die Luftschwingungen geraten bis an das im Ohr gespannte Trommelfell und setzen auch dies in wellenförmige Bewegungen, die schließlich in unserem Bewußtsein die Empfindung der gehörten Töne entstehen lassen. Daß die tönenden Instrumente selbst sich in Schwingungen befinden, kann man sehr leicht an gespannten Violinsaiten wahrnehmen; wenn diese kräftig aus der Ruhelage abgelenkt werden, sieht man an ihrer Stelle einen in der Mitte sehr verbreiterten Körper, der nach beiden Enden zu allmählich schmaler wird. Die Grenzen dieses Körpers bezeichnen die Stellen, bis zu denen die schwingende Saite sich ausdehnt, die Schwingungen selbst gehen zu schnell vor sich, als daß unser Auge sie unterscheiden könnte, wir behalten nur den Eindruck des von der schwingenden Saite während der Schwingungen eingenommenen Raumes.

Da wir die einzelnen Saitenschwingungen selbst nicht von einander zu unterscheiden vermögen, können wir um so weniger Einzelheiten der Schwingungen unmittelbar durch das Auge wahrnehmen;

wir haben aber doch Methoden, diese Einzelheiten zu studieren. Wir bringen z. B. an dem tönenden Instrument, also etwa an einer Violinsaiten oder an einer Stimmgabel einen kleinen Spiegel an, auf den ein kräftiger Lichtstrahl fällt, während der Raum, in dem der Versuch unternommen wird, im übrigen dunkel ist. Der von dem kleinen Spiegel reflektierte Lichtstrahl wird auf einen größeren Spiegel geworfen, der die äußere Fläche eines um seine Achse drehbaren und während des Experiments auch wirklich gedrehten Dreizylinders darstellt. Mit der schwingenden Saite oder der Stimmgabel schwingt auch der daran befestigte kleine Spiegel, der Lichtstrahl wird stets in anderer Richtung zurückgeworfen, trifft also auch den Dreispiegel stets an anderen Stellen und entwirft auf ihm eine Lichtkurve, an der man genau studieren kann, wie sich die Schwingungen der tönenden Instrumente verschiedenartig gestalten, je nachdem dieser oder jener Ton oder zu gleicher Zeit mehrere Töne hervorgebracht werden.

In neuerer Zeit hat man außer unseren natürlichen Ohren gleichsam künstliche erfunden, die noch den Vorteil vor den natürlichen haben, daß sie die einmal auf sie gelangten Töne dauernd festhalten. Es sind die Phonographen und Grammophone. An ihnen kann man nun ganz deutlich erkennen, daß es sich bei den Tönen um Schwingungen handelt. Wenn man nämlich die Walze eines Phonographen oder die Platte eines Grammophons betrachtet, findet man auf ihr eigentümliche wellenförmige Figuren eingeritzt. Das sind die Spuren des Grabstichels, der über Walze oder Platte geführt wurde, während die Töne, die der Phonograph oder das Grammophon wiedergeben soll, hervorgebracht wurden. Wenn man diese eingeritzten Wellen mit der Lupe betrachtet, bemerkt man, daß sich die aufeinander folgenden Wellenteile wesentlich von einander unterscheiden: jedes einzelne Wellenstückchen weist besondere Baden und Hälchen auf, und eben sie geben das Charakteristische jedes einzelnen gesprochenen Lautes oder gesungenen oder gespielten Tones wieder.

Während man es also auf diese Weise erreicht hatte, die Schwingungen des Töne gebenden Apparates deutlich zu machen und ebenso die Schwingungen des Töne empfangenden, falls es sich um einen Phonographen oder um ein Grammophon handelt, war es bisher unmöglich, die Wirkung auf das wichtigste Töne empfangende Organ zu zeigen: die Wirkung auf das menschliche Ohr. Jetzt ist auch dieser Versuch mit überraschend günstigem Erfolge durchgeführt worden. Die Ohrenärzte sind imstande, mit ihren Apparaten bis zum Trommelfell hineinzuweisen. Mittels jener Instrumente wurde nun auf einem Trommelfell, während man es genau beobachtete, ein kleiner Spiegel von nur wenigen Millimeter Größe angebracht. Auf ihn ließ man dann, während in der Nähe ein Ton hervorgebracht wurde, einen Lichtstrahl fallen. Damit dieser ganz schmal ist, die Veränderungen an seiner Richtung also nicht durch das Zusammenwirken seiner einzelnen schmalen Streifen undeutlich gemacht werden, wurde er durch seine Löcher und Spalten gelenkt, die in undurchsichtigen Platten angebracht waren, und damit der Lichtstrahl auch ganz genau die gewünschte Richtung inne halte und wirklich den kleinen Spiegel am Trommelfell traf, ging er vorher durch eine Glaslinse, die ihn scharf und deutlich in die gewünschte Richtung brachte. Der von dem kleinen Spiegel zurückgeworfene Lichtstrahl gelangte auf eine photographische Platte, die mittels eines Uhrwerks langsam und gleichmäßig längs des Ohres vorbeibewegt wurde. Auf dieser photographischen Platte bildeten sich die Schwingungen des Lichtstrahls, also auch die des Trommelfelles genau ab, und auf der sorgfältig entwickelten Platte sieht man nun deutlich, was für Schwingungen unser Trommelfell ausführt, wenn der Vokal a gesungen wird, welche Schwingungen entstehen, wenn man den Vokal o singt, wie die Schwingungen sich gestalten, wenn die verschiedenen Vokale mit tiefer Stimme gesungen werden, welche Figur sie annehmen, wenn man den Vokal mit hoher Stimme singt usw. Man erhielt auch für die verschiedenen Töne einer Trompete verschiedene Trommelfellschwingungen, ebenso für die Töne einer Posaune andere Schwingungen, und so fort. Allerdings sind alle diese Schwingungen so fein, daß die ursprünglichen Photogramme zum Zweck genauerer Betrachtung vergrößert werden mußten.

Das im Ohr auf dem Trommelfell ruhende Spiegelchen beständige die Versuchsperson durchaus nicht, es konnte mehrere Wochen an seinem Orte belassen werden. Besondere Vorsichtsmaßregeln mußten freilich getroffen werden, damit der kleine Spiegel den Lichtstrahl auch wirklich nach außen gelangen ließ. Denn da der Gehörgang des Ohres ein wenig schief nach innen geht, würde ein unmittelbar auf das Trommelfell geliebter Spiegel das Licht nicht nach außen, sondern auf die Wand des Gehörgangs werfen. Um das zu vermeiden, mußte an der Rückwand des Spiegels eine kleine Stütze aus Aluminium angebracht werden, so daß der Spiegel selbst ein wenig geneigt auf dem Trommelfell ruht; in dieser Lage wirkt er den Lichtstrahl in der notwendigen Weise nach außen. Ferner mußte man, damit man die Bewegungen des Trommelfells ungestört und durch Bewegungen des Kopfes unbehindert erhielt, auch die kleinsten Bewegungen des Kopfes vermeiden. Dies wurde erreicht, daß man das Kinn auf eine Unterlage mit passendem Ausschnitt legte und den Kopf in dieser Lage durch feste Stirnbinden fixierte. Hierdurch war eine so genaue Anordnung der ganzen Einrichtung erreicht, daß man sogar zu dem Experiment übergehen konnte, die Versuchsperson selber bestimmte Töne singen zu lassen, um zu sehen, ob sich auch die durch sie veranlaßten Schwingungen des

eigenen Trommelfells photographieren ließen, und dieser Versuch gelang in der Tat! Man kann also jetzt die Schwingungen des menschlichen Trommelfells mit den Figuren auf der Phonographenwalze vergleichen und sehen, ob dieselben Töne hier und dort die gleichen Schwingungsformen hervorrufen.

Kleines feuilleton.

Theater.

Kammerspiele. „Die Letzten“, Schauspiel in vier Akten von Maxim Gorki. Der große Russe, der in seinen ersten Skizzen und Romanen eine fremde Welt in wunderbar lebendigen Gestaltungen formte, der die dichterische Widerspiegelung des menschlichen Lebens um neue unergiebliche Bilder bereicherte, hat in den bürgerlichen Dramen, die er der düsteren Vision des „Nachtasyl“ folgen ließ, von seiner Zwangsmacht viel verloren. Wenn seine Bagabunden und Ausgestoßenen, zu deren Beurteilung dem Leser, wenigstens den westeuropäischen, ja jeder Maßstab der Erfahrung fehlt, dennoch für das Gefühl das überzeugendste Gepräge der Wahrheit tragen, steht man den in die soziale Ordnung einrangierten Figuren dieser Stücke kühler und vielfach schaukelnd gegenüber. Mögen all jene Schwächlinge und Schaffe existieren, mögen sie typisch sein für russische Verhältnisse, der Prozeß poetisch-psychologischer Verdichtung erscheint hier nicht in gleicher Weise angereicht. Die meisterhaft geschlossene, wortfarbene Form der Skizzen löst sich — wie es ja auch dem Stile russischer Dramatik im allgemeinen entspricht, in ein breites Nebeneinander auf. Organische Gliederung, Entwicklung, Steigerung, all das, was wir als die spezifischen Lebensglieder im Schauspiel anzusehen gewohnt sind, fehlt. Statt der Bewegung herrscht Schilderung, die sich wesentlich damit begnügt, gewisse Charakterzüge der Personen an der Hand irgendwelcher nur ganz lose verbundener Vorgänge in ständiger Wiederholung vorzuführen. Und damit geht natürlich auch das Gedrängte, Andeutungs- und Bezugsreiche im Dialog verloren. Die Leute haben, weil sie nicht Träger einer Entwicklung sind, die stufenmäßig einem Ziele zueilt, allzu reichlich Zeit für ihre Reden und sagen daher oft dasselbe. Manchmal in ausgezeichneter abgelauschter Milancierung, manchmal auch so, daß man aus ihren Worten die erläuternde Stimme des Autors herauszuhören meint. Nicht nur die künstlerische, auch die Wirkung der Tendenz, die bodenlose Korruption russischer Polizeikreaturen an den Pranger zu stellen, lilt durch die Häufung.

„Die Letzten“ hat Gorki sein Stück genannt — vielleicht weil er mit der Darstellung des Polizeimilieus die Dramenreihe, in welcher er die herrschenden Gesellschaftsklassen Russlands zeichnen wollte, zu schließen gedenkt, vielleicht um anzudeuten, daß die in diesem Werke geschilderte Schicht die tiefste und verkommenste von allen ist. Die Hauptfigur ist Iwan Colomejzen, einer jener infamen Gefellen, die wehrlose Gefangene zu Tode peitschen lassen und die, zuweilen wenigstens, den verdienten Lohn durch die räudige Angel eines lähnen Terroristen erhalten. Nicht angeborne Grausamkeit, kein tierisch wildes Temperament — gedankenlos brutaler Leichtsinns, eine komödiantische, jede ehrliche Selbstbesinnung erstickende Verlogenheit, Trunksucht und Ausschweifungen, ganz vulgäre Schwächen und Laster, die sich mit einem äußeren Schein der Lebenswürdigkeit vertragen, haben Iwan zu diesem Abschau gemacht. Seiner offiziellen Macht entkleidet, scheint er mehr ein verächtlicher, beinahe erbarmungswürdiger Idiot als ein gefährlich hassenswürdiger Gegner. Geschlossenen Auges, wie der kläglich aufgeschwitzte Baron im „Nachtasyl“, der bei dem Rückblick auf sein Leben in verständnislosem Stauern sein leises „keine Ahnung“ murmelt, ist er in dem Geleise fortgetrottel, sich selbst und anderen zur Pein. Sein Weib hat er geeret und entehrt, eins der Kinder, die kleine Juba, die er für einen Bastard hielt, betramen oder in boshafter Nachsicht zu Boden gestoßen, so daß das arme Ding verküppelte. Ohne Leitung verwaht, wuchs die junge Brut heran. Er ließ den reichen, gutmütigen Bruder, Jubas vermülligen Vater, für die Sippe sorgen und plünderte ihn nach Kräften aus. Die Frau, unfähig, die Fesseln der schmählichen Ehe zu zerreißen, verachtete ihn. Die ältesten Kinder, der Wüßling Alexander, der sich durch Verfechtungen und Erpressungen auf die Polizeikarriere würdig vorbereitet, und die mit einem streberischen Gauner verheiratete hornierte sinnliche Nadescha halten seine Partei. Vortrefflich ist die Kametadschaft der gleichgesinnten Seelen, die gemüthliche Schamlosigkeit, in der sie ihre schmutzigen Gedanken sich anvertrauen, geschildert. Die bucklige verbitterte Juba haßt in dem Vater den Urheber ihrer Mißgestalt, Vera, die jüngste der Schwestern, ein hysterisch überspanntes Geschöpf, vergöttert ihn. Peter, der Gymnasiast, erscheint in diesem trostlos finsternen Gemälde, zu Anfang wenigstens, als ein Nebenbild der Hoffnung. Ein ungefüher Wahrheitsdrang und strenger Sinn für Rechtlichkeit lebt in dem Jungen, der in der Schule von des Vaters Untaten gehört hat und Rechenschaft verlangt. Doch auch das ist nur ein flackernd trügerisches Zerlöst auf vermorschten Stamm. Im letzten Aufzuge, wo alles zusammenbricht, kehrt er ins elterliche Heim zurück. Rutlos und krank, ehe noch der Lebenskampf begonnen, ein Degenerierter, der im Alkohol Ver-

täubung sucht. Schreiend im Uebermaß des Jammers wirft sich die Mutter vor Iwan auf den Boden und klagt ihn als Verderber ihrer Kinder an. Aber wie er die Mutter eines unschuldigen Verhafteten den er als Attentäter bezeichnet hatte, mit feigen komödiantischen Verteuerungen zurückgewiesen, ganz so steht er diesem Ausbruch gegenüber. Was soll denn der Scland? Er wird die Worte von sich schütteln wie ein nasser Kugel das Wasser, und wenn seine Eitelkeit zuletzt einmal nichts anderes Rühmendes mehr entdecken kann, sich doch mit dem Bewußtsein brüsten, daß er doch jederzeit der Diener der guten Sache, ein gesinnungstreuer Scherge seines Vaters war.

Blümmner traf als Iwan, in der moralischen Entartung zugleich die intellektuelle Hilflosigkeit, in dem Brutalen einen Zug Sozialität hervorhebend, sehr sein den richtigen Ton. Ellen Reustädter war schlicht und innig in der Rolle der Mutter. Auch die übrige Besetzung: die Herren Liedtke, Diensfeldt, Feldhammer, Edert, die Damen Luise Werdmeier, Lucie Höflisch, Margarete Kupfer verdienten alles Lob. Das Publikum verhielt sich schweigend. dt.

Literarisches.

17 **Walde Manasse: „Lebensfragen“** (Berlin Otto Roth). Es ist nur ein dünnes unscheinbares Heftchen von genau zwei Druckbogen Umfang, aber es enthält an sinnigen, feinen Gedanken doch vielleicht mehr als oft in biden gelehrten Büchern zu finden ist. In fünf größeren Abschnitten (Vom Glauben zum Denken; vom Staatsrecht zum Völkerfrieden; von Unkultur zur Menschlichkeit; von Liebe zu Liebe; vom Werden zum Sterben) sind sie zu Perlensträngen gebunden. Wären es auch nur Abrechnungen, die jemand vor sich selbst und mit allen Erscheinungen dieses Lebens unternommen hätte — schon dies allein wäre wohl wert der Mahnung an alle und jeden, es Manasse gleichzutun. In ihm aber steigt eben doch auch eine philosophisch beanlagte Natur hervor, die mit Bewußtsein auf talmdüschigen und Spinozas Bahnen wandelt. Jedenfalls ist auch die reine Persönlichkeit so selbständig als liebenswert: eine Persönlichkeit, die, indem sie Veröhnung predigt, die Palme des Friedens schwingt, wenn's nottut, nach dem Schwerte greift, um freiem Denken, vor sich selbst die Prüfung bestehendem Handeln ungehemmte Bahn zu schaffen. So manch einer dürfte an diesen „Lebensfragen“ Manasses einen Mentor erwerben. o. k.

Technisches.

Die höchsten Steinbrücken der Welt. (Nachdruck verboten.) Vor kurzem wurde in Constantine in Algerien eine Steinbrücke vollendet, die an Höhe die übrigen Brücken der Welt bei weitem übertrifft und von äußerst kühner Konstruktion ist. Die Stadt Constantine liegt auf einem felsigen Kalbplateau, das nach drei Seiten hin schroff abfällt und von der die Bahnsation tragenden Anhöhe Mansurah durch die tiefe, malerische Schlucht des Roumel-Flusses geschieden ist. Früher stand die Stadt mit der Anhöhe durch eine prächtige, alte Römerbrücke, die in drei Etagen gebaut über die 120 Meter tiefe Schlucht führte, in Verbindung. 1857 stürzte dieses alte Bauwerk ein und wurde von den Franzosen durch eine schöne, neue Brücke ersetzt.

Der neueste Viadukt über die Schlucht hat nach „Scient. Am.“ eine Gesamtlänge von 442,5 Meter und besteht aus 27 Bögen von sehr ungleichen Dimensionen, deren größter eine Spannweite von 69 Meter hat und fast genau 100 Meter über dem Flußbett liegt. Der Bau dieser Brücke bot ganz besondere Schwierigkeiten dar, da die steilen Ufer an dieser Stelle vollkommen unzugänglich sind. Der Entwurf der Brücke stammt von Séjourné, der eine ähnliche Konstruktion bereits vor einigen Jahren in Luxemburg ausführte. Jeder Bogen besteht aus zwei parallelllaufenden Teilen von je vier Meter Breite, die durch einen gleichfalls vier Meter breiten Zwischenraum getrennt sind und am Bogenschluß durch ein Plattendick von verstärktem Beton in Verbindung stehen.

Die zweithöchste Steinbrücke der Welt ist die berühmte Solisbrücke im Schweizer Kanton Graubünden, die in 88 Meter Höhe die Albulal überspannt. Sie hat eine Länge von fast 150 Meter und der breiteste ihrer 12 Steinbögen weist eine Spannweite von 42 Metern auf.

Die dritthöchste steinerne Brücke führt bei Ronda in der spanischen Provinz Malaga über die Schlucht des Guadaluvin und stammt aus dem 18. Jahrhundert. Welche Fortschritte die Ingenieurkunst seit dieser Zeit gemacht hat, ersieht man deutlich, wenn man den kühnen Bogen der neuen Brücke von Constantine mit der Guadaluvin-Brücke vergleicht. Die beiden Felswände zu Ronda, die durch die Brücke zu verbinden waren, liegen etwa 60 Meter von einander entfernt und sind etwa 83 Meter hoch. Die Ingenieure des achtzehnten Jahrhunderts hielten eine Ueberbrückung mittels eines einzigen Bogens offenbar für unmöglich. Sie errichteten auf jeder Seite der Schlucht einen breiten Steinfeller und bauten oben über diese Pfeiler eine dreibogige Brücke. Diese Bauart ist sicherlich nicht weniger stark als der einzige Séjournésche Bogen der Brücke zu Constantine, aber bedeutend kostspieliger und plumper im Aussehen. Kth.